

Religion als Lebensdeutung

Einführung in die theologische Hermeneutik und Wissenschaftslehre

Hauptvorlesung Fundamentaltheologie
Universität Freiburg/i.Ue. – Theologische Fakultät
Herbstsemester 2018

Prof. Dr. Joachim Negel

I. Einführung

Zur Rationalität der Rede von Gott

Ist die Theologie eine Wissenschaft? – Diese Frage läßt sich zweifellos bejahen, wenn und insofern unter Wissenschaft folgendes verstanden wird:

- (i) „die Erweiterung von Wissen durch Forschung“;
- (ii) die Weitergabe des Wissens „durch Lehre“;
- (iii) „der gesellschaftliche, historische und institutionelle Rahmen, in dem dies organisiert betrieben wird, sowie
- (iv) die Gesamtheit des so erworbenen Wissens“.

1

Näherhin versteht man bei einem solch allgemein gehaltenen Wissenschaftsverständnis unter *Forschung* „die methodische Suche nach neuen Erkenntnissen sowie ihre systematische Dokumentation und Veröffentlichung in Form von wissenschaftlichen Arbeiten“, hingegen unter *Lehre* „die Weitergabe der Grundlagen des wissenschaftlichen Forschens und die Vermittlung eines Überblicks über das Wissen eines Forschungsfelds (den sogenannten aktuellen Stand der Forschung).“¹

Es liegt auf der Hand, daß die genannten vier Kriterien allesamt auf die Theologie zutreffen. Wenn wir am Beginn unserer Vorlesung auch nicht gleich in eine wissenschaftsgeschichtliche bzw. wissenschaftstheoretische Durchdringung der Theologie als einer unter dem Dach der Universität beheimateten Disziplin eintreten können, so ist doch zunächst ganz allgemein festzuhalten, was schon für die wissenschaftstheoretische Selbstvergewisserung der mittelalterlichen Theologie galt: „*Sacra doctrina scientia est*“, die heilige Lehre, d.h. die Theologie ist eine Wissenschaft, hat sie doch ein scharf umrissenes Gegenstandsfeld: nämlich einzig und

¹ Art. „Wissenschaft“, zitiert nach Wikipedia (aufgerufen am 08. 10. 2014).

„allein das, was den heilbringenden Glauben zeugt, nährt, verteidigt und stärkt.“² Darüber hinaus gilt in epistemologischer (d.h. wissenschaftstheoretischer) Hinsicht, daß *der Glaube selbst ein Erkennen ist, nämlich „ein Denken auf der Grundlage und im Innenraum einer religiösen Zustimmung: credere nihil aliud est, quam cum assentione cogitare.“*³

Nun liegt freilich der Einwand nahe, daß es sich bei einer Wissenschaft wie der Theologie um ein ausgesprochen voraussetzungsreiches Denken handle, nämlich um ein Denken aufgrund von Offenbarung („revelatio dei per Christum Jesum Dominum nostrum“), noch dazu um ein Denken, das in höchstem Maße interessengeleitet sei („salus noster“), weshalb ihm Wissenschaftlichkeit in einem strengen (d.h. modernen) Sinne abzusprechen sei. Erkenntnis der Dinge in einem objektiven Sinn sei von einer Wissenschaft wie der Theologie nicht zu erwarten. Aber diese beiden Vorwürfe lassen sich (zumindest formal) leicht replizieren. Denn es gilt, *daß jedes Wissen konstitutiv einem Glauben aufruht*. Als Zeugen für diese Behauptung ließe sich ein so galliger Religionskritiker wie Nietzsche in den Zeugenstand rufen. Nietzsche war sich, wie nur wenige, darüber im Klaren, daß wirkliches Denken ein engagiertes Denken ist, an Leben und Lebenkönnen, an Freiheit und Glück interessiert. Nietzsche wußte, wie sehr Überzeugungen das Denken tragen und es mobilisieren – noch wo, wie in den Naturwissenschaften, die interesselose Voraussetzungslosigkeit zur Eintrittsbedingung in die Wissenschaft erhoben wird, hat man eine Voraussetzung gesetzt.⁴ Aber damit nicht genug: Auch einer der großen Vorläufer Nietzsches, der Göttinger Physiker und Aufklärer der ersten Stunde Georg Christoph Lichtenberg (1742 – 1799) war sich darüber im Klaren, daß am Grunde allen Wissens ein Glauben liege⁵ und daß alles rationale Erkennen immer auch als subjektive Ratifizierung eines objektiven Ergriffenseins verstanden werden könne.⁶ Wissenschaft sei zuletzt ein verantwortetes Ergreifen dessen, wovon ich mich ergriffen erlebe. Insofern komme allem Erkennen ein epiphanes Moment zu. Nicht nur religiöse Akte wie Kult und Gebet, auch Musik und bildende Kunst, Dichtung und

² Thomas von Aquin, STh I, 2 sed contra.

³ Donato Valentini/ Max Seckler, Art. „Glauben und Wissen/Denken“, in: ³LThK Bd. 4, 693-696, 695. Zitat Augustinus, praed. sanct. 2,5; vgl. Thomas v. Aquin, STh II-II, 2,1

⁴ Die fröhliche Wissenschaft, Aph. 344 (KSA 3, 574f.) – zitiert nach ebd.

⁵ Vgl. in den Sudelbüchern vor allem die Fragmente E 52; I/73, 1; I/200, 4; L 745; L 751; [Undatierbar] I/52, 1; [Undatierbar] I/114, 3. In: Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe (hrsgg. von Franz H. Mautner), Frankfurt/M.-Leipzig: Insel (1992) Bd. 1, 252, 388, 532, 586, 588, 592, 593.

⁶ Sudelbücher, Frgm. E 450; J 1288; [Undatierbar] I/99, 1. In: ebd. 293, 510, 592.

Philosophie, Natur- und Geschichtswissenschaft gründeten in Erkenntnisvorgängen, denen auf die eine oder andere Weise revelatorische Qualität zuzusprechen sei, denn daß ich etwas erkenne bedeute ja immer auch, daß sich mir etwas zu erkennen gebe (aus dieser Einsicht bezieht nicht zuletzt die Phänomenologie Edmund Husserls ihr ganzes Pathos). Darüber hinaus bleibt festzuhalten, daß das praktische Interesse menschlichen Welterkennens, das auf den Nenner des „guten Lebens“ gebracht werden könne, Begriffe generiert, die über das empirisch Beschreibbare weit hinausgehen: Die Rede von „Person“, „Vernunft“, „Freiheit“, „Menschenwürde“, die uns von unserem alteuropäischen Erbe her (immer noch) wie selbstverständlich über die Lippen geht, zielt ja auf Wirklichkeiten, die im strikten Sinne gerade nicht empirisch ausweisbar sind; vielmehr schöpfen sie ihre Kraft aus einem Bedeutungsüberschuß, der argumentativ zwar eingekreist, niemals aber definitiv festgestellt werden kann.

3

Sind mit solchen Beobachtungen die Probleme, die die Frage nach dem Wissenschaftsstatus der Theologie aufruft, aber schon behoben? Wohl kaum! – In seiner Schrift „Der Streit der Fakultäten“ von 1798 hatte Immanuel Kant die Rechte und vor allem die Freiheit der „unteren“ Fakultät, der Philosophie, gegenüber den „oberen“ Fakultäten Theologie, Jurisprudenz und Medizin verteidigt und dabei ausführlich den Streit zwischen der philosophischen und der theologischen Fakultät thematisiert. Letztere unterwarf er der Kritik der Vernunft; sie habe auch für die Theologie zu gelten:

„Und so haben die Theologen [...] die Pflicht auf sich, mithin auch die Befugnis, den Bibelglauben aufrecht zu erhalten: doch unbeschadet der Freiheit der Philosophen, ihn jederzeit der Kritik der Vernunft zu unterwerfen, ... [wobei die Philosophen] im Falle der Diktatur (des Religionsedikts [von 1788^[7]]), die ... [der theologischen Fakultät] etwa auf kurze Zeit eingeräumt werden dürfte, sich durch die solenne Formel bestens verwahren:

⁷ Vgl. aus Kants Vorrede zu seiner Schrift *Der Streit der Fakultäten* A V-XXV (WW, Ed. Weischedel, Darmstadt ⁵1983, Bd. 10, 267-274) das königliche Rescript, auf welches er hier anspielt:

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen etc. etc.

Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen: wie Ihr eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft,“ desgleichen in anderen, kleineren Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Besseren versehen, da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohl bekannte landesväterli-

Provideant consules, ne quid Respublica detrimenti capiat (Die Konsuln mögen darauf achten, daß der Staat keinen Schaden nimmt).“⁸

Die Konsuln, die im Hause der Universität auf das Wohl aller zu achten haben, sind nach Kant die Philosophen. Deren Aufgabe besteht nicht so sehr darin, „Gedanken, sondern das Denken zu lehren“⁹ (sapere aude) – eine Aufgabe, der auch die Theologie sich nicht entziehen darf, will sie im Haus der Universität Wohnrecht behalten.

Seit Kants Universitätsschrift sind mehr als zweihundert Jahre ins Land gegangen, und der Streit der Fakultäten hält nicht nur immer noch an – hinsichtlich der Theologie als einer eigenständigen Wissenschaftsdisziplin hat er sich in den letzten Jahrzehnten massiv verschärft. Nicht mehr die Philosophie muß sich ihren gleichberechtigten Platz neben der Theologie erkämpfen, vielmehr ist es jetzt die Theologie, die zunehmend an den Rand des Wissenschaftskanons gerückt ist, nicht selten wird ihr die Zugehörigkeit zu den Wissenschaften gleich ganz abgesprochen, weil der „Gegenstand“ ihres Forschens, Gott, nichts Objektivierbares sei, weshalb die Theologie per definitionem wissenschaftlichen Standards nicht genügen

4

che Absichten handelt. Wir verlangen des ehsten Eure gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen uns von Euch bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin Nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.

Sind Euch mit Gnade gewogen. Berlin, den 1. October 1794
Auf Seiner Königl. Majestät
allernädigsten Specialbefehl
Woellner

ab extra – Dem würdigen und hochgelahrten, Unserem Professor, auch
lieben, getreuen Kant
zu
Königsberg
in Preußen
praesentat. d. 12. Oct. 1794

⁸ Der Streit der Fakultäten, A 111 (aaO. 338).

⁹ Ebd. A 25f. (aaO. 290f.): „Auf einer Universität muß [...] eine philosophische Fakultät sein. In Ansehung der drei obern [Theologie, Jura, Medizin] dient sie dazu, sie zu kontrollieren und ihnen eben dadurch nützlich zu werden, weil auf Wahrheit (der wesentlichen und ersten Bedingung der Gelehrsamkeit überhaupt) alles ankommt; die Nützlichkeit aber, welche die oberen Fakultäten zum Behuf der Regierung versprechen, nur ein Moment vom zweiten Range ist. – Auch kann man [...] der theologischen Fakultät den stolzen Anspruch, daß die philosophische ihre Magd sei, einräumen (wobei doch noch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt); wenn man sie nur nicht verjagt, oder ihr den Mund zubindet; denn eben diese Anspruchslosigkeit, bloß frei zu sein, aber auch frei zu lassen, bloß die Wahrheit, zum Vorteil jeder Wissenschaft, auszumitteln und sie zum beliebigen Gebrauch der oberen Fakultäten hinstellen, muß sie der Regierung selbst als unverdächtig ja als unentbehrlich empfehlen.“

könne. Dies führt die Theologie in die wenig angenehme und doch unhintergehbare Position, in einem neuen „Streit der Fakultäten“ ihre Anerkennung als Wissenschaft zu begründen und zu erkämpfen.

Wenn ich recht sehe, sind es derzeit vor allem drei Einwände, die gegen die Wissenschaftlichkeit der Theologie vorgebracht werden – in ihnen artikuliert sich durchweg ein positivistisches bzw. szientistisches Wissenschafts- und Erkenntnisverständnis¹⁰:

Erstens: Theologie kann aufgrund ihrer Glaubensorientierung nicht objektiv und wertfrei sein, widerspricht somit dem Objektivitätsanspruch der Wissenschaften und ist daher keine Wissenschaft.

Zweitens: Die Objekte, über die die Theologie Urteile zu fällen sucht und ihnen dementsprechend die Prädikate „wahr/falsch“ bzw. „ist/ist nicht“ zuspricht, können, da sie erfahrungsunabhängig sind, weder verifiziert noch falsifiziert werden. Die Rationalität und der kognitive Gehalt einer Aussage ist jedoch an die Möglichkeit der Bestätigung oder Widerlegung durch Erfahrung geknüpft. Da nun theologische Aussagen weder empirisch verifizierbar noch falsifizierbar sind, sind sie folglich nicht rational und insofern Pseudoaussagen, also sinnlos. Sie führen (folgt man dem Wissenschaftstheoretiker Hans Albert) ins sog. „Münchhausen-Trilemma“ von unendlichem Regreß, logischem Zirkel und dogmatischem Abbruch¹¹ bzw. sterben (wie Anthony Flew ausführte) den „Tod der 1000 Qualifikationen“, da die theistische These nicht falsifizierbar ist, sondern immer wieder so modifiziert werden kann, daß sie keine Erfahrung und Beobachtung ausschließt und durch sie widerlegbar ist. Doch eine Aussage, die nichts ausschließt und dadurch nicht widerlegbar ist, sagt in letzter Konsequenz gar nichts aus. Dann aber ist die Aussage sinnlos.¹² Dementsprechend sind theologische Aussagen rein expressiv, also Gefühlsäußerungen oder bloß appellative Äußerungen ohne kognitiven Gehalt.¹³

5

Man kann die Frontstellungen freilich auch umkehren. Dann gilt

Drittens: Zwischen Denken und Wissenschaft besteht ein Gegensatz, wie Martin Heidegger kurz und prägnant zusammenfaßt: „*Die Wissenschaft*

¹⁰ Das Folgende nach Saskia Wendel, Die Rationalität der Rede von Gott. Thesen zur Legitimation der Theologie als Wissenschaft, in: StZ 220 (2002) 254-262, 254f.

¹¹ Hans Albert, Traktat über kritische Vernunft, Tübingen ⁵1991, 13-18, bes. 15.

¹² Anthony Flew, Theology and Falsification, in: New Essays in Philosophical Theology, hrsgg. von dems. und Alasdair MacIntyre, London ³1961, 96ff. – Vgl. Armin Kreiner, Demonstratio religiosa, in: Heinrich Döring u.a., Den Glauben denken. Neue Wege der Fundamentaltheologie, Freiburg i.Br. 1993, 9-48, 38f.; Philipp Clayton, Rationalität und Religion. Erklärung in Naturwissenschaft und Theologie, Paderborn 1992, 21ff.

¹³ Vgl. Armin Kreiner, Demonstratio religiosa, aaO. 39ff.

*denkt nicht. [...] Es gibt von den Wissenschaften her zum Denken keine Brücke, sondern nur den Sprung. Wohin er uns bringt, dort ist nicht nur die andere Seite, sondern eine völlig andere Ortschaft. Was mit ihr offen wird, läßt sich niemals beweisen, wenn beweisen heißt: Sätze über einen Sachverhalt aus geeigneten Voraussetzungen durch Schlußketten herleiten.*¹⁴ Wissenschaftliche Reflexion reduziert sich auf ein Rechnen, Messen, Planen und damit auf eine rein instrumentelle Vernunft. Zudem, so Heidegger, objektiviere die Wissenschaft das ihr Begegnende und suche es durch ein rechendes, vorstellendes Denken zu beherrschen.¹⁵ Philosophie, die Denken sein will, kann daher (und soll auch) gar keine Wissenschaft sein. Karl Jaspers bezieht diese Bestimmung der Philosophie durch Heidegger auch auf die Theologie, denn wie die Philosophie sei diese ein Grundlagenfach¹⁶, d.h. ein Denken, das seine Berechtigung aus einem ihm ganz eigenen Ursprung bezieht: aus der Selbst-Offenbarung der ewigen Gottheit in dem Menschen Jesus von Nazareth – „was aber Offenbarung sei, versteht nur der Glaubende.“¹⁷

Dem Nicht-Glaubenden stehe es nicht zu, über sie zu rechten. – Wie hat man sich zu diesen Einwänden zu stellen?

6

1.1. Erkenntnis ist interessegeleitet

„Der erste Einwand gegen die Wissenschaftlichkeit der Theologie basiert auf einem Verständnis von Wissenschaft, das Wissenschaftlichkeit durch Neutralität und Objektivität definiert. Jedoch haben bereits Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre Jürgen Habermas und Thomas S. Kuhn mit dem Objektivitätsideal der Wissenschaften gründlich aufgeräumt und auf die erkenntnisleitenden Interessen und die Prägung durch kulturelle und traditionelle Einflüsse hingewiesen, die jedem Wissenschaftler zu eigen sind.¹⁸ Diese erkenntnisleitenden Interessen gilt es offenzulegen; wer dagegen behauptet, keine Interessen und keinen Standpunkt zu haben, hat zumindest bereits *ein* Interesse und *einen* Standpunkt, nämlich den, nicht zu seinen eigenen Interessen und Motivationen zu stehen“¹⁹ – man sieht, daß die Positivismusdiskussion, wie sie in

¹⁴ Martin Heidegger, Was heißt Denken?, in: ders., Vorträge und Aufsätze, Pfullingen 92000, 123-137, 127f.

¹⁵ Ders., Wissenschaft und Besinnung, in: ebd. 41-66, 59-61.

¹⁶ Karl Jaspers, Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung, München 1962, 95-110.

¹⁷ Karl Jaspers, Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung, aaO. 103. Vgl. 108.

¹⁸ Vgl. Thomas S. Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a.M. 21976, bes. 49-64; vgl. Jürgen Habermas, Erkenntnis und Interesse, Frankfurt a.M. 91988.

¹⁹ Saskia Wendel, Die Rationalität der Rede von Gott. Thesen zur Legitimation der Theologie als Wissenschaft, aaO. 255f.

der deutschen Soziologie der 1960er und 70er Jahre geführt wurde, Argumente wieder aufgreift, die knappe 100 Jahre zuvor schon Nietzsche vorgebracht hatte [Die fröhliche Wissenschaft Buch V, § 344]:

Inwiefern auch wir noch fromm sind. – In der Wissenschaft haben die Überzeugungen kein Bürgerrecht, so sagt man mit gutem Grunde: erst wenn sie sich entschließen, zur Bescheidenheit einer Hypothese, eines vorläufigen Versuchsstandpunktes, einer regulativen Fiktion herabzusteigen, darf ihnen der Zutritt und sogar ein gewisser Wert innerhalb des Reichs der Erkenntnis zugestanden werden – immerhin mit der Beschränkung, unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu bleiben, unter die Polizei des Mißtrauens. – Heißt das aber nicht, genauer besehen: erst wenn die Überzeugung *aufhört*, Überzeugung zu sein, darf sie Eintritt in die Wissenschaft erlangen? Finge nicht die Zucht des wissenschaftlichen Geistes damit an, sich keine Überzeugungen mehr zu gestatten?... So steht es wahrscheinlich: nur bleibt übrig zu fragen, ob nicht, *damit diese Zucht anfangen könne*, schon eine Überzeugung da sein müsse, und zwar eine so gebieterische und bedingungslose, daß sie alle andern Überzeugungen sich zum Opfer bringt. Man sieht, auch die Wissenschaft ruht auf einem Glauben, es gibt gar keine »voraussetzungslose« Wissenschaft. Die Frage, ob *Wahrheit* not tue, muß nicht nur schon vorher bejaht, sondern in dem Grade bejaht sein, daß der Satz, der Glaube, die Überzeugung darin zum Ausdruck kommt, »es tut *nichts mehr* not als Wahrheit, und im Verhältnis zu ihr hat alles Übrige nur einen Wert zweiten Rangs«. [/]

Dieser unbedingte Wille zur Wahrheit: was ist er? [... Es ist nicht nur der Wille,] »ich will mich nicht täuschen lassen«, sondern – es bleibt keine Wahl – [auch der Wille:] »ich will nicht täuschen, auch mich selbst nicht«; – *und hiermit sind wir auf dem Boden der Moral.* [...] – Dergestalt führt die Frage: warum Wissenschaft? zurück auf das moralische Problem: *wozu überhaupt Moral*, wenn Leben, Natur, Geschichte »unmoralisch« sind? Es ist kein Zweifel, der Wahrhaftige, in jenem verwegenen und letzten Sinne, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, *bejaht damit eine andre Welt* als die des Lebens, der Natur und der Geschichte; und insofern er diese »andre Welt« bejaht, wie? muß er nicht eben damit ihr Gegenstück, diese Welt, *unsre Welt* – verneinen?... Doch man wird es begriffen haben, worauf ich hinaus will, nämlich daß es immer noch ein *metaphysischer Glaube* ist, auf dem unser Glaube an die Wissenschaft ruht – daß auch wir Erkennenden von heute, wir Gottlosen und Antimetaphysiker, auch *unser* Feuer noch von dem Brande nehmen, den ein jahrtausendealter Glaube entzündet hat, jener Christen-Glaube, der auch der Glaube Platos war, daß Gott die Wahrheit ist, daß die Wahrheit göttlich ist... Aber wie, wenn dies gerade immer mehr unglaubwürdig wird, wenn nichts sich mehr als göttlich erweist, es sei denn der Irrtum, die Blindheit, die Lüge – wenn Gott selbst sich als unsre längste Lüge erweist?²⁰

Für die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Theologie bedeutet das: Nicht nur jede Wissenschaft, sondern jeder Forscher hat sein erkenntnis-

²⁰ Friedrich Nietzsche, Kritische Studienausgabe (Ed. Colli/Montinari), München 1988, Bd. 3, 574-577

leitendes Interesse und seinen jeweiligen Standpunkt. Zwar können die empirischen Wissenschaften wie etwa die Naturwissenschaften ihre Aussagen aufgrund ihrer empirischen Methoden wesentlich genauer überprüfen als beispielsweise die Philosophie oder die Theologie. Dennoch sind auch die vorgeblich objektiven Naturwissenschaften interessegeleitet, und je nach zugrundeliegendem Vernunft- und Wissenschaftsverständnis sind sowohl die Forschungsprojekte als auch die Forschungsergebnisse unterschiedlich – man erinnere sich nur an die Abhängigkeit großer Forschungsvorhaben von den Drittmittelgebern der Wirtschaft. (Geben wir es ruhig zu: Selbst die Resultate der solcherart finanzierten Projekte sind nicht selten von den Geldgebern vorgegeben.) – Auch Theologen haben einen Standpunkt, der ihre Fragestellungen und ihre Forschungsprojekte bestimmt – im Unterschied zu vielen anderen Wissenschaftlern legen sie diesen Standpunkt jedoch offen; es ist der Standpunkt des christlichen Glaubens:

„Daß keine Wissenschaft ohne Voraussetzungen auskommen kann, ist bekannt. Zu diesen Voraussetzungen gehören immer auch Elemente primärer, überindividueller Sinn- und Lebenswelten, aus denen heraus sich Wissenschaft nur entwerfen kann, um von den individuellen Optionen ganz zu schweigen, die z.B. den verschiedenen Philosophien, auch wenn sie rein vernunftwissenschaftlich zu arbeiten intendieren, als Ursache ihrer Verschiedenheit vielfach zugrunde liegen. Von daher erscheint die vermeintliche Ausnahmestellung der Theologie in einem anderen Licht. Die Theologie kennt und nennt die für sie konstitutive Subjektivität. Ihre erkenntnisermöglichende Grundbedingung und ihr erkenntnisleitendes Interesse sind bekannt. Sie spielt mit offenen Karten.“²¹

8

Gegen diese Position hat der amerikanische Wissenschaftstheoretiker William Bartley den Einwand formuliert, daß es sich hier lediglich um ein „tu-quoque“-Argument handle, welches nach dem Motto ‚Ihr seid genauso strukturiert wie wir‘ verfare. Das könne aber der Theologie keinen rationalen Anspruch verschaffen, sondern überführe lediglich die anderen Wissenschaften hinsichtlich ihrer Argumente des Irrationalismus.²² Das Ergebnis wäre dann ein konventionalistisches bzw. relativistisches Wissenschaftsverständnis – nichts wäre gewonnen.

²¹ Max Seckler, Theologie als Glaubenswissenschaft, in: HFTb Bd. 4, hrsgg. von Walter Kern u.a., Tübingen ²2000, 146.

²² Vgl. William W. Bartley, The Retreat to Commitment, New York 1962. Vgl. Dazu v.a. Wolfhart Pannenberg, Wissenschaftstheorie und Theologie, Frankfurt a.M. 1987, 47f.

Man kann freilich diesen Einwand mit einer Bestimmung widerlegen, wie sie Bartley selbst formuliert hat und wie sie sich auch bei Jürgen Habermas findet: Obgleich jedes wissenschaftliche Fragen und Forschen durch erkenntnisleitende Interessen beeinflusst ist, und obgleich alle Ausgangspunkte der Wissenschaften auf einer Inanspruchnahme letzter Gewißheit beruhen und damit auf einem Anerkennungsakt²³, der sich mit der Erkenntnisform der epistemischen Einstellung „glauben“ in Bezug setzen läßt²⁴ – so folgt daraus nicht notwendig, daß sie irrational sind. Schon Lichtenberg und Nietzsche, aber auch Wittgenstein wußten, daß ein grundsätzliches Wirklichkeitsvertrauen die Grundvoraussetzung ist, um überhaupt Welt erkennen zu können. Selbst der Neurowissenschaftler, der vermittels seiner Experimente zu erkennen vermeint, daß es ein substantial in sich stehendes Bewußtsein nicht gibt, muß noch voraussetzen, daß es ihn, den Neurowissenschaftler, als erkennendes Subjekt gibt, andernfalls seine ganze Theorie in sich haltlos zusammensackte. Geradezu schlagend werden diese Zusammenhänge (daß nämlich allem Wissen ein Glauben vorausgeht) von dem Bühnerpreis-Träger Martin Mosebach illustriert:

9

„Das Glaubensbekenntnis, das ich häufig auf lateinisch vor mich hinmurmele [...], enthält keineswegs alle Sätze, die ich glaube; es gehen diesem Credo [...] bei mir eine ganze Reihe wichtiger Glaubenssätze voraus, die für mich womöglich sogar ein noch höheres Gewicht besitzen; das Credo ist eigentlich nur der Schlußstein meiner Glaubensüberzeugungen. So glaube ich etwa, daß ich ein Mensch bin. Ich glaube, daß es die Welt gibt. Ich glaube, daß mir die Eindrücke meiner Augen und Ohren zutreffende Nachrichten über die Wirklichkeit geben. Ich glaube, daß ein Gedanke ebensoviel Wirklichkeit besitzt wie ein Berg. Wie jeder weiß, gibt es für keinen dieser Glaubenssätze einen auch nur halbwegs zwingenden Beweis. Manche haben sogar die naturwissenschaftliche Wahrscheinlichkeit gegen sich. [...] Obwohl ich längst wissen müßte, daß ich in einem Chaos lebe, daß es in mir eine Instanz, die ‚Ich‘ sagen könnte, überhaupt nur als neuronalen Reflex gibt, daß jeder Sinneseindruck dieses nicht vorhandenen Ich auf Täuschung und Wahn beruht, höre ich doch das Lied der Amsel am Abend, das bekanntlich gar kein Lied, sondern eine die Evolution begünstigende Geräuschartfaltung ist [...], als eine mir bestimmte, wenn auch unentschlüsselbare Nachricht. Ich höre und müßte längst verstanden haben, daß die Gegenstände, die mich umgeben, ohne die mindeste Bedeutung

²³ Vgl. Jürgen Habermas, Erkenntnis und Interesse, aaO. 403f.

²⁴ Saskia Wendel, Die Rationalität der Rede von Gott. Thesen zur Legitimation der Theologie als Wissenschaft, aaO. 256.

sind, daß nichts in ihnen steckt, daß alles, was ich in ihnen sehe, nur vor mir – aber wer bin ich? – in sie hinein gesehen wird. Ich höre das, aber ich glaube es nicht. Ich stehe auf der tiefsten Stufe der Menschheitsgeschichte. Ich bin ein Animist.“²⁵

1.2. Wirklichkeitserkenntnis ist mehr als propositionales und instrumentelles Wissen

Der zweite Einwand gegen die Wissenschaftlichkeit von Theologie beruht auf einem rein positivistischen Wissenschaftsverständnis, das wissenschaftliches Erkennen einerseits auf eine Art und Weise von Erkenntnis reduziert, die sich propositional, d.h. in Aussagesätzen des Typs „Ist/Ist-Nicht“ artikuliert; andererseits legt dieses positivistische Wissenschaftsverständnis das Wahrheitskriterium von Aussagen auf ein „trial and error“-Prinzip fest. Dieses Wissenschaftsverständnis entspricht einer Reduzierung der Vernunft auf instrumentelles, als bloßes Mittel für einen bestimmten Zweck verstandenes Wissen, und diese Reduktion des Wissens auf propositionales und instrumentelles Wissen wiederum führt dazu, theologischen Aussagen ihre Rationalität abzusprechen, weil sie eben jener Definition von Wissen nicht entsprechen. Eng damit verknüpft ist eine Reduzierung der Relevanz von Wissen auf dessen bloße Nützlichkeit: Entscheidend ist das Effizienzkriterium, die Anwendbarkeit.²⁶ Was man sich unter einem instrumentellen Denken vorzustellen hat, findet sich bei Max Horkheimer, dem Gründervater der Frankfurter Schule wie folgt formuliert:

„Nach der Philosophie des durchschnittlichen modernen Intellektuellen gibt es nur eine Autorität, nämlich die Wissenschaft, begriffen als Klassifikation von Tatsachen und Berechnung von Wahrscheinlichkeiten. Die Feststellung, daß Gerechtigkeit und Freiheit an sich besser sind als Ungerechtigkeit und Unterdrückung, ist wissenschaftlich nicht verifizierbar und nutzlos. An sich klingt sie mittlerweile gerade so sinnlos wie die Feststellung, Rot sei schöner als Blau oder ein Ei besser als Milch.“²⁷

Positivistische Wissenschaftstheorien – das wird an diesem Zitat implizit deutlich – negieren für gewöhnlich „ihre eigene Abhängigkeit von Vorannahmen bzw. die eigene Inanspruchnahme von Gewißheiten, deren

²⁵ Martin Mosebach, Ewige Steinzeit, in: Kursbuch 149: „Gott ist tot und lebt“ [September 2002] 9-16, hier 12f.

²⁶ Ebd. 257.

²⁷ Max Horkheimer, Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt a.M. 1986, 32f.

Gültigkeit nicht mehr allein durch ein Verfahren von trial and error belegt werden kann. So ist bspw. das von Karl Popper vertretene Falsifikationsprinzip (ein wissenschaftliches System muß an der Erfahrung scheitern können) durch das von ihm geforderte Falsifikationsverfahren nicht zu begründen, es wird vielmehr immer schon als Prinzip dieses Verfahrens vorausgesetzt und bedarf somit einer anderen Legitimation als derjenigen der Falsifizierung.²⁸

Der Versuch schließlich, theologische Aussagen (wie auch ethische und ästhetische Aussagen) vor allem emotivistisch zu verstehen, d.h. im Sinne rein expressiver Gefühlsäußerung, übersieht zum einen den kognitiven Anspruch eben jener Aussagen, mehr zu intendieren als bloße Äußerung von Gefühlen oder Appellen; zum anderen übersieht er die Abhängigkeit nonkognitiver bzw. emotiver Äußerungen wie etwa moralischer Appelle von kognitiven Aussagen, weil andernfalls nämlich solche Appelle ins Leere gehen und beliebig bzw. irrational werden – bekanntlich hat sich Kant sowohl in seiner Ästhetik („Kritik der Urteilskraft“) als auch in seiner „Grundlegung der Metaphysik der Sitten“ an diesem Problem abgearbeitet.²⁹ Zudem gehen theologische Aussagen bestimmte ontologische Verpflichtungen („ontological commitments“) ein, d.h. sie orientieren sich an bestimmten Grundannahmen, die das Sein bzw. die Wirklichkeit betreffen (etwa, daß Gott „ist“, daß die Welt „ist“, daß Gott und Welt in Beziehung zueinander stehen). Diese Grundannahmen und Verpflichtungen implizieren einen kognitiven Anspruch, andernfalls könnten sie nicht formuliert werden. Ontologische Verpflichtungen sind jedoch, wie erkenntnistheoretische Axiome, Inanspruchnahmen, die auf Anerkennung basieren. Damit befinden wir uns erneut im Bereich der epistemischen Einstellung „glauben“.³⁰

Der französische Romancier Eric-Emmanuel Schmitt hat in seinem autobiographischen Bericht „La nuit de Feu“ [2015] diese Zusammenhänge auf eindrucksvolle Weise ins Wort gebracht. Hören wir, wie sich der Zusammenhang von Glauben und Wissen, metaphysischer Spekulation und empirischer Erkenntnis (und damit der Zusammenhang von Philosophie und Naturwissenschaft) für ihn, den Literaten, darstellt:

²⁸ Vgl. zur Kritik des Verifikationismus und des Falsifikationismus auch Franz von Kutschera, Vernunft und Glaube, Berlin 1991, 63ff.

²⁹ Vgl. Armin Kreiner, Demonstratio religiosa, aaO. 41f.

³⁰ Saskia Wendel, Die Rationalität der Rede von Gott. Thesen zur Legitimation der Theologie als Wissenschaft, aaO. 257.

Im Unterschied zum Tag, der den Himmel mit seinem Azurlicht beschneidet, kennt die Nacht keine Grenzen. Sie offenbart uns Wirklichkeiten, die Millionen von Kilometern entfernt sind; ebenso zeigt sie uns längst verschwundene Wirklichkeiten, tote Sterne, deren bewegliches Licht uns jetzt erst erreicht.

Während er uns den Kosmos beschrieb, konfrontierte uns Jean-Pierre mit zwei Unendlichkeiten: der der Zeit und der des Raumes.

Ich habe schon immer meine Schwierigkeiten gehabt, das Unendliche zu erfassen. Mag ich es auch denken können, so scheitere ich daran, es mir vorzustellen. In philosophischer Hinsicht legt sich eine klare Definition nahe: ‚Was nicht begrenzt ist.‘ Auch in mathematischer Hinsicht kann man so denken: ‚Dasjenige, dessen Anzahl an Elementen größer ist als jede beliebige Zahl.‘ Meine Vorstellungskraft hingegen macht schlapp. Sobald Vorstellungen vor meinem inneren Auge auftauchen, sind sie konkret: Ich sehe eine Begrenzung nach der anderen, aber kein Unendliches. Ich stelle mir eine Zahl vor und füge ihr eine Einheit hinzu, aber ich nehme keine unendliche Zahl wahr. Kurz und gut, während mein Verstand bis zur Abstraktion voranschreitet, blockieren meine Sinne vor dem Hindernis.

Unter dem Himmel stehend, versuchte ich, mir andere Sterne hinter den Sternen, andere Michstraßen jenseits der uns bekannten vorzustellen, um solcherart die Grenzen immer weiter auszudehnen... aber es wollte mir nicht gelingen. Mein Gehirn schickte mir nichts weiter als einen dunklen, mit Perlen bestickten Untergrund, den meine Phantasie durchquerte, vervielfältigte und im Rückwärtslauf erneut durchschritt, ohne dabei ans Absolute zu rühren.

Mit Nachdruck hob Jean-Pierre, unser Astronom, ähnlich wie unser Geologe Thomas den Schleier der vordergründigen Erscheinungen und erzählte uns die verborgene Vergangenheit des himmlischen Panoramas.

– Rufen wir uns die früheste Kindheit des Universums in Erinnerung.

Er seufzte vor Vergnügen.

– Vor vierzehn Milliarden Jahren befand sich das Universum in einem Zustand äußerster Dichte: Milliarden mal Milliarden mal Milliarden Tonnen in einem einzigen Tropfen. Als es dann explodierte (‚Urknall‘, so der Ausdruck, der der Theorie ihren Namen gab), zerstreute sich die Materie und das Universum breitete sich aus. Seitdem befindet es sich in Expansion. Die Beobachtungen legen nahe, daß die Galaxien sich von uns mit einer Geschwindigkeit entfernen, die proportional zu der Entfernung ist, die uns von ihnen trennt. Man kann diese Expansion als unendlich bezeichnen... Wenn man in der Zeit zurückgeht, war das Universum einmal zusammengepreßt, heiß und sehr dicht. Anfangs bewirkte die Strahlung die Energie, dann hat die Strahlendichte bis zu einem Punkt abgenommen, der niedriger liegt als die Materie. Die Materie begann demnach das Universum zu beherrschen, und

die Gravitationskräfte erlangten gegenüber den elektromagnetischen Kräften die Oberhand. Zehn Milliarden Jahre später entstanden aus diesen Entwicklungsvorgängen die Galaxien. Auch wir sind eine Folge dieser Vorgänge. Wir sind nichts als Sternenstaub.

Meine Reisekameraden nickten zustimmend, die Münder offen, die Augen weit aufgerissen, überzeugt von dem, was sie da hörten. Einer nach dem anderen standen sie auf und ließen sich wechselseitig durch das Teleskop schauen.

Ich begann zu träumen... Die stummen Sterne haben die Menschen schon immer geschwätzig werden lassen. Ich verspürte nicht übel Lust, anstelle einer Geschichte der Sterne eine Geschichte ihrer Geschichten zu erzählen. Wie unterschiedlich sie diese doch darstellen würde! Oh, ich würde nicht gleich vierzehn Milliarden Jahre zurückgehen, ich würde mich damit begnügen, von Jahrhundert zu Jahrhundert zu springen. Wenn Jean-Pierre uns heute das Universum nach Hubble nachzeichnete, so hätte ein Jahrhundert zuvor ein Gelehrter uns dieselbe Geschichte nach Newton erzählt, und drei Jahrhunderte früher ein anderer nach Galilei, und davor im Mittelalter und im Altertum dasselbe noch einmal nach Ptolemäus; noch davor hätten uns Dichter, Zauberer oder Priester ihre Berichte ausgebreitet. Die Erzählungen wachsen an, seit die Menschen sich nächtens versammeln. Sie erschaffen sich ihr Wissen, weil sie die Unwissenheit nicht ertragen. Sie denken sich Mythen aus, sie erfinden Götter, sie erfinden einen Gott, sie erfinden Wissenschaften. Die Götter wechseln, folgen aufeinander, sterben, die kosmologischen Modelle tun das ebenfalls, und es bleibt nichts übrig als eine große Anmaßung: die Dinge erklären zu wollen.

Meine Meditation hatte mich dermaßen in Beschlag genommen, daß ich den Augenblick verpaßt hatte, nun meinerseits ans Teleskop zu treten. Der Universitätsprofessor bemerkte meine Zurückhaltung.

- Sind Sie nicht einverstanden mit mir, Herr Philosoph?
- Aber ja, das mit dem Urknall ist eine schöne Spekulation. Und doch ist es nur eine Hypothese... die irgendwann aufgegeben wird... wie alle, die ihr vorausgegangen sind... Jedem Zeitalter seine Legende.
- Wie bitte? Ich vertrete hier die wissenschaftliche Wahrheit.
- Zu jeder Zeit, wenige Schritte vom Feuer entfernt, glaubt der Wüstenerzähler, die Wahrheit zu haben. Und seine Zeitgenossen um ihn herum teilen diese Überzeugung.
- Sie bezweifeln also meine Theorie?
- Die Zeit wird sich ihrer entledigen. Heute abend haben Sie uns nichts anderes vorgetragen als den Letzten Schrei der Wissenschaft; und Sie wissen genauso gut wie ich, daß Ihre These einmal überholt sein wird. Die Wahrheit bleibt unerreichbar, es gibt nur provisorische Wahrheiten, zuletzt alles nur Versuche. Auf's Ganze gesehen, stellt Ihre Theorie nur die moderne Art dar, mit dem Nichtwissen umzugehen.

- Nichtwissen? wiederholte er mit erstickter Stimme.
- Das ist traurig, nicht? murmelte ich.

Eine peinliche Stille breitete sich aus. Meine Gegenrede verursachte Geiztheit. Aus meinem kritischen Relativismus hörte die Gruppe nur die hochmütige Provokation heraus. Ich hatte bescheiden sein wollen, indem ich ihn, uns, mich auf die tausendjährige Stufenleiter der Menschheit zurückstellte. Stattdessen erschien ich als anmaßend.

- Er ließ nicht locker: Mißachten Sie die Wissenschaft?
- Keineswegs! Ich betrachte sie mit Aufmerksamkeit und Respekt, wie ich auch die Mythen und Religionen mit Aufmerksamkeit und Respekt betrachte.

Ich verschlimmerte mich solchen Argumenten meinen Fall nur noch mehr. Die Wissenschaft auf das Niveau anderer Fiktionen, noch dazu solcher unvernünftigen zu stellen, verursachte Anstoß in der Gruppe. Ich verspürte eine wachsende Feindschaft und so beruhigte ich die Aufregung durch eine Frage:

- Könnten Sie mir die Theorie der Schwarzen Löcher noch etwas genauer erklären, Jean-Pierre?

Jean-Pierre schlug die Augen nieder, beruhigt angesichts der Tatsache, daß ich wieder den Rang eines Schülers einnahm und er auf dem Thron des Experten saß. Aus dem Stehgreif improvisierte er einen exzellenten Vortrag.

Die Wissenschaftskonzepte nahmen wieder ihren beruhigenden Rhythmus auf. Alle lächelten. Man vergaß meinen Zwischenruf.

Ohne die Schwere meines Sakrilegs zu ermessen, hatte ich ein geheiliges Ritual unterbrochen, das Ritual der Erklärung. Wo immer Menschen mit unerklärlichen Phänomenen konfrontiert sind – dem Himmel, dem Mond, den Jahreszeiten, der Geburt, dem Tod –, verlangen sie nach einem unsichtbaren Gefüge hinter der sichtbaren Welt. Der Geist fürchtet sich vor dem Unbekannten ebenso wie der Leib vor der Leere, und so fabuliert er sich ununterbrochen Geschichten, um das Gefühl der Vereinzelung oder der Ohnmacht zu zerstreuen. Eine Erklärung vorzuschlagen ist immer mehr wert als sich ins Nichtwissen zu fügen. Mag sie auch noch so banal sein, so trägt eine Erhellung doch immer den Sieg über die Nichterklärung davon. Das Bedürfnis, zu verstehen, rührt nicht vor allem aus dem Hunger nach rationaler Erklärung, es ist vielmehr das Bedürfnis nach Beruhigung angesichts der die Weltordnung bis ins Chaotische bedrohenden Finsternisse. Letztenendes haben alle diese Erklärungen einen Ursprung: die Angst, keine Erklärungen mehr zu haben.

- Warum?

Die Frage scholl geradezu auf. Eine Frauenstimme hatte sie hervorgestoßen. Und sie stieß sie ein zweites Mal hervor:

- Warum?

Ségolène ließ nicht locker. Erstaunte Blicke signalisierten ihr, wie sehr ihr Einwurf irritierte.

– Sie reden immer nur vom *Wie*, nie aber vom *Warum*. Warum existiert das Universum? Warum hat diese ganze Energie eine Bewegung in Gang gesetzt, die dann bis zum Leben führt? Von einer simplen Explosion gelangt man zum Sonnensystem und schließlich zu komplexen Wesen wie den Tieren, die wir sind. Warum das Ganze?

– *Warum* ist nicht wissenschaftlich.

– Wollen Sie damit sagen, daß ein Wissenschaftler sich niemals die Frage nach dem *Warum* stellt?

– Ich will damit sagen, daß ein Wissenschaftler weiß, daß er auf die Frage nach dem *Warum* nicht auf wissenschaftliche Weise antworten kann. Er beschränkt sich auf das *Wie*.

– *Warum* ist aber die interessantere Frage.

– Wirklich? Eine Frage, auf die es keine Antwort gibt, bleibt interessant? Erlauben Sie, Ségolène, daß ich das Gegenteil denke. Und Sie, Herr Philosoph?

Er betonte das Wort „Philosoph“, als hätte er „Magier, Astrologe, Scharlatan“ gesagt, voll positivistischer Abscheu. Ich antwortete:

– Ich liebe nur Fragen, die niemals Antworten erhalten.

– Ah ja?

– Ja. Sie stacheln meine Neugier an und meine Demut. Sie nicht?

Er begriff, daß ich hart zum Angriff übergehen würde, wenn er jetzt noch ein Wort sagte. Und so erstarb das Gespräch.

Ségolène warf mir einen Blick zu. Literaturbegeistert wie sie war, hatten wir schon manches schöne Gespräch miteinander geführt.

– Kannst du die Natur betrachten ohne dich zu fragen, wohin ihr Streben zielt? Ohne Richtung? Vor solchen Wundern kann ich gar nicht anders als darauf zu setzen, daß da ein Plan ist, eine vernunftgeleitete Absicht. Der Kosmos und das Leben bezeugen die Wirklichkeit eines überlegenen Geistes.

– Gott?

– Gott. Du nicht?

Ich schlug die Augen nieder. Ich empfand immer eine innere Abscheu, wenn man frontal auf solche Fragen zu sprechen kam, und ich empfand keinerlei Bedürfnis, mein Innerstes in der Öffentlichkeit auszubreiten.

Ségolène klammerte sich an das Ziel, das sie sich gesetzt hatte:

– Du nicht?

– Gott ist in mir allein in Form der Frage nach ihm gegenwärtig.³¹

³¹ Eric-Emmanuel Schmitt, *La nuit de feu*, Paris: Flammarion 2015, 66-73. (Dt. Übersetzung Joachim Negel)

1.3. Die Inanspruchnahme der epistemischen Einstellung „glauben“ in den Wissenschaften

Der dritte Einspruch (wir erinnern uns, er war von Heidegger formuliert worden) beruht ebenso wie der zweite auf einem Wissenschaftsverständnis, das Wissen allein als diskursives und propositionales Wissen versteht, zieht aber aus dieser Gleichung andere Konsequenzen: Nicht die Philosophie bzw. die Theologie sind defizitär, sondern die empirisch arbeitenden Wissenschaften. Es handelt sich also gewissermaßen um eine Art positive Diskriminierung der beiden Grundlagenfächer Philosophie und Theologie und um einen freiwilligen Rückzug aus dem Bereich der Wissenschaften: „Wir wollen gar nicht sein wie die sog. ‚exakten‘ Wissenschaften, denn diese verfehlen notwendig die entscheidende Frage: *Warum überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts?*“³² Dieser Strategie ist nun freilich entgegenzuhalten, daß sich Denken als Reflexion immer im Modus des diskursiven, also analytischen und begrifflich strukturierten Wissens vollzieht. Daß demgemäß auch und gerade die empirisch arbeitenden Wissenschaften sich auf diskursive Formen der Erkenntnis, auf Argumente und Beweisverfahren beziehen und somit durchaus „denken“, dürfte außer Frage stehen (aller Polemik Heideggers zum Trotz). Daß aber selbst noch das diskursiv verfahrenende Denken auf einer anderen Form von Wissen beruht, das nicht mehr diskursives Denken ist, sondern dieses gerade ermöglicht, wurde bereits deutlich: Propositionales bzw. diskursives Denken basiert auf der Inanspruchnahme und Anerkennung einer nicht-reflexiven Gewißheit jenseits des propositionalen Denkens, und erst hierdurch wird diskursives Wissen ermöglicht – und diese Inanspruchnahme jener Gewißheit deckt sich mit der epistemischen Einstellung „glauben“. Diese bereits mehrfach erwähnte epistemische Einstellung gilt es nun näher zu bestimmen.

„Glauben“ im Sinne einer epistemischen Einstellung meint weder den spezifisch religiösen bzw. christlichen Glauben noch „glauben“ im Gegensatz zu „erkennen“. In philosophischer Hinsicht ist „glauben“ vielmehr selbst schon ein Vollzug der Vernunft, eine Form des Vernunftgebrauchs. Denn „glauben“ gilt in der erkenntnistheoretischen Tradition bereits seit Platon als *epistemische Einstellung*, also als Erkenntnisform und damit als Vollzug der Vernunft. Platon hat zwischen den Einstellungen „meinen“ (doxázein) – „wissen“ (epistémein) – ‚glauben‘ (pisteúein) unterschied-

³² Ebd. 257f.

den³³; „glauben“ galt ihm jedoch gegenüber „wissen“ als defizitär. Aristoteles dagegen verstand unter „glauben“ (pisteúein) das anerkennende Erkennen der Axiome, der ersten Prinzipien des Wissens, wie etwa den Satz vom Widerspruch. Ohne dieses Anerkennen kommt Wissen nicht aus.³⁴ Damit steht „glauben“ nicht im Gegensatz zu „wissen“, sondern ist vielmehr dessen Möglichkeitsbedingung.

Diese Bestimmung von „glauben“ läßt sich mit Hilfe einiger Analysen des Wissenschaftstheoretikers Franz von Kutschera weiter entfalten:

Zunächst ist zwischen dem Alltagsverständnis von „glauben“ im schwachen Sinn von „meinen“, „vermuten“ und „für-wahr-halten“ und einem starken, rationalen Glaubensbegriff im Sinn einer festen Überzeugung zu unterscheiden, wobei hier letzteres bedeutsam ist. Also Glauben als Überzeugtsein.³⁵ Dieses Überzeugtsein ist kein momentaner Akt, sondern eine grundsätzliche Disposition.³⁶ „Wissen“ wiederum ist als wahre und begründete Überzeugung zu bestimmen³⁷, wobei diese Überzeugungen nicht allein aufgrund von Beweisen erlangt werden können, sondern auch durch Evidenz, also durch unmittelbar einleuchtende Sachverhalte. Dieses Evidenzwissen ist Basis jeglichen begründeten Wissens:

„Evidenz ist nicht immer verläßlich, aber würde man sie generell in Zweifel ziehen, so wäre aller Argumentation und allen Behauptungen der Boden entzogen. Evidenz ist unser letztes subjektives Wahrheitskriterium, und daher ist der Versuch verfehlt, die Zuverlässigkeit von Evidenz begründen zu wollen.“³⁸

Nun stellt sich allerdings die Frage nach der Verläßlichkeit von Evidenzen, und hier beginnt das Feld von „glauben“:

„Es wird deutlich, daß wir uns in der Erkenntnisbemühung auf ein Wagnis einlassen, das getragen wird von dem Vertrauen, daß unsere sorgfältig geprüften Überzeugungen uns in der Regel nicht trügen; daß die Welt für uns (jedenfalls partiell) erkennbar ist. Dieses Vertrauen läßt sich rational nicht mehr rechtfertigen, weil alle rationale Begründung sich immer auf Evidenzen stützt, und Evidenzen schon Überzeugungen darstellen.“³⁹

³³ Vgl. Platon, Polit. 477a-b; Vgl. auch Gorg. 454c-e.

³⁴ Vgl. Aristoteles, Zweite Analytik I, 2 72a.

³⁵ Vgl. Franz von Kutschera, Grundfragen der Erkenntnistheorie, Berlin 1981, 1f.

³⁶ Vgl. ebd. 7, Anm. 10.

³⁷ Vgl. ebd. 17, 35f.

³⁸ Ebd. 51.

³⁹ Ebd. 70.

Glauben ist somit als ein Akt des Vertrauens und der Anerkennung, als ein ursprüngliches Verstehen im Sinn eines Ur-Vertrauens⁴⁰ bzw. Grundvertrauens⁴¹ zu bezeichnen⁴², wie auch Karl Jaspers ausführt:

„Glaube ist nicht ein Wissen von etwas, das ich habe, sondern die Gewißheit, die mich führt. [...] Glaube kann nicht durch einen Gedanken erzwungen, auch nicht als bloßer Inhalt angegeben und mitgeteilt werden. Glaube ist die Kraft, in der ich mir gewiß bin aus einem Grunde, den ich wohl bewahren, aber nicht herstellen kann.“⁴³

Dieses Vertrauen (bspw. daß es die Welt gibt; daß mir meine Sinnesorgane einigermaßen zutreffende Informationen über die Welt vermitteln; daß mir die Welt nicht vor allem böse will) geht dem diskursiven Wissen voraus, und damit handelt es sich um ein „Glaubensapriori“⁴⁴ des Wissens und folglich um eine Möglichkeitsbedingung von „wissen“. Insofern besitzt Glaube intuitiven Charakter. Damit ist er jedoch nicht der Erkenntnis bzw. der Vernunft entgegengesetzt, obwohl er eines Beweises weder fähig noch bedürftig ist, weil er Möglichkeitsbedingung diskursiven Wissens ist und selbst nicht mehr diskursiv bewiesen werden kann, was sich im Rückgriff auf philosophische Traditionen begründen läßt. So schreibt etwa Ludwig Wittgenstein: „Das Wissen gründet sich am Schluß auf der Anerkennung.“⁴⁵ Für Wittgenstein beruht somit jede Inanspruchnahme von Wissen letztlich auf der Inanspruchnahme der Möglichkeit von Wahrheit und damit auf einem Vertrauen darauf, daß unser Erkennen sich nicht in den Täuschungsquellen unserer Vernunft und damit der Illusion verstrickt, daß es Wahrheit gäbe. Johann Gottlieb Fichte verfolgt in der Wissenschaftslehre denselben Gedanken: „Das Element der Gewißheit ist der Glaube.“⁴⁶ – Verhält sich des so, dann ist im Folgenden nicht nur zu überlegen, wie sich Glaube und Wissen zueinander verhalten; sondern zu

⁴⁰ Vgl. Wolfhart Pannenberg, Wissenschaftstheorie und Theologie, aaO. 155.

⁴¹ Vgl. Franz von Kutschera, Vernunft und Glaube, aaO. 233.

⁴² Vgl. Karl Lehmann, Art. „Glaube“, in: HPhG, hrsgg. von Hans-Michael Baumgartner u.a., München 1973, Bd. 3, 596-605, 597ff.

⁴³ Karl Jaspers, Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung, aaO. 49.

⁴⁴ Klaus Müller, Theologie in der Informationsgesellschaft. Eine wissenschaftstheoretische Neuverständigung im Kontext der gegenwärtigen Vernunftkrise, in: ThG 43 (2000) 2-12, 9.

⁴⁵ Ebd. 9ff.

⁴⁶ Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung, in: ders., Fichtes Werke Bd. 5, 177-189, 182. – Das Ganze nach Saskia Wendel, Die Rationalität der Rede von Gott. Thesen zur Legitimation der Theologie als Wissenschaft, aaO. 258f.

überlegen ist auch und vor allem, was das ihnen Gemeinsame ist, in welchem sie übereinkommen. – Und da ist nun mit Hans-Georg Gadamer zu antworten: Gemeinsam ist allen Formen menschlichen Erkennens, daß sie sprachlich verfaßt sind.